

Halbesche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 12. Februar 1896.

Verleger: Hermann Borchers, Berlin SW, Garnbrückenstraße 3.

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm hörte gestern den Vortrag des Chefs des Militärkabinetts, empfang Mittags den bisherigen ruminischen Gefandten Ghisa in Würzburgsheim und nahm sodann militärische Meldungen entgegen. Später nahm der Monarch an einem Frühstück des Offizierscorps der Leibgardiepalais zu Ehren des bisherigen britischen Militärattachés in Berlin Sir John Bullen teil.

In der Vippischen Erbfolgefrage schreift die „Vipp. Landesztg.“ ihre neue Meinung folgenmaßen ein: „In dem Bundesratsbeschlusse betreffend unsere künftige Erbfolgefrage wird nachdrücklich bekannt, daß der Antrag Preussens, den Reichskanzler zu ernennen, zwischen den freitenden Theilen der Konstitution eines Erbfolgerichtes herbeizuführen, gestiftet ist, ohne daß vorher der Antrag Lippe auf reichsgerichtliche Einsetzung des Reichskanzlers abgelehnt war. Die Abtirmung über diesen Antrag ist vielmehr ausgefallen. Sollten also die Bemühungen des Reichskanzlers, Einigung über ein Erbfolgericht herbeizuführen, scheitern, so ist es immerhin nicht unmöglich, daß der Antrag Lippe dann zur Abstimmung kommt. Eine Annahme freilich bei der Zustimmung des Bundesrats, die gemäßlich gegen das Reichsgericht gerichtet ist, wird kaum zu erwarten sein.“

Die „Nord. Allg. Ztg.“ hat den Auftrag erhalten, der von uns getrennt reproduziert, die Festsetzung, daß der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs in der gegenwärtigen Tagung von der Kommission durchberathen werden könne, sei in maßgebenden Kreisen bereits aufgegeben, entgegenzusetzen. In offiziellem Sperrdruck schreibt das vorgenannte Blatt:

Wie wir auf das Bestimmteste versichern dürfen, ist davon an maßgebender Stelle nicht das Mindeste bekannt. Dort besteht vielmehr die an fester Entschlossenheit getragene, daß es der würdigen Fortschreiten Arbeit aller Beteiligten genügt, daß die parlamentarische Behandlung des bürgerlichen Gesetzbuchs in dieser Session zu Ende zu führen.

Wer die Lage richtig beurtheilt hat, darüber wird ja die nächste Zeit Aufschluß geben.

Der Präsident Cieseler hat gestern dem Senate in Washington ein Schreiben des Reichskanzlers in Berlin mitgetheilt. Der Senat hat die Ernung bekräftigt.

* Wir haben bereits kürzlich darauf hingewiesen, daß in dem Reichsrat die Parteipolitik vorzuliegen, gewisse Blätter selbst durch nicht zurückgekehrt haben, mittheilend, die Regierung beabsichtige die Vorlage zurückzuziehen. Hierzu schreiben nun die „Mittheilungen der Reichsregierung“:

„Es handelt sich hierbei um nichts anderes als agrarische Tendenz. Das Reichsministerium ist nicht nur vorgelegt, um höhere Prämissen für die Industrie und dem entsprechend bessere Preise für den Weinbau zu fördern, sondern eine vom Reichstag mit großer Mehrheit konträre Reform der Zuckersteuer durchzuführen. Es kommt nicht nur auf die Höhe der Prämien an, sondern auch auf die Voraussetzung, unter welcher sie gewährt wird. Es geht eben politische und wirtschaftliche unmittelbare der Landwirtschaft zu Gute kommen könnte, das das Schicksal befehlen und hierbei auch nicht nur persönlichen Angriffen zurückzuführen. Soweit wir die Lage beurtheilen können, wird die Reichsregierung die Zuckersteuer vorlage in ihren allgemeinen Grundlagen mit dem Reichsrat durchzuführen anstreben, was gleich viel in Einzelheiten gern bereit sein dürfte, den Seiten der beteiligten Kreise gegen aufgeführte Wünsche entgegenzukommen. Jede der Freunde der Landwirtschaft wird es sein, sich mit der Regierung selbst unter Bezug auf manche lokalen Wünsche zu einigen.“

Der geistige Artikel der „Allg. Ztg.“, die sich, anscheinend inspirirt, über die Stellung des französischen Reichskanzlers am Berliner Hofe, Herrn Serrette, ausspricht, haben wir unlesen bereits in extenso mitgetheilt. Die „Berl. Nachr.“ begleiten denselben mit folgendem Kommentar:

Es ist nicht ohne Interesse, daß Herr Serrette am Berliner Hofe persönlich erschienen ist und gerade deshalb, weil er nach Kräften dabei mitgewirkt hat, die offiziellen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland so gut als möglich zu gestalten. Auch in Paris ist ihm von seinen charismatischen Gegnern diese Haltung immer zum Vorwurf gemacht worden, und sein Gefährde, der Herr Serrette, traktirt ihn deshalb behändig mit allerlei schmeicheleichen Beispielen, wodurch er bei seinen Zuhörern als „Weinfeinder“ verächtlich werden sollte.

So viel wir zu wissen glauben, datirt seit den Tagen der Einweisung des Kaiser-Wilhelm-Kanals in Berliner maßgebenden Kreisen eine gewisse Unzufriedenheit gegen die Person des französischen Reichskanzlers.

* Ein Strike der Wörfe wird von einem freisinnigen Blatt in Aussicht gestellt, falls der Barfüßerentwurf in Reichstagsrat vorläufig und die Befugnisse des Staates noch weitgehend weiter ausgedehnt werden sollten. Es konnten für den Staat „ernste Verlegenheiten“ entstehen, wenn die Wörfe sich weigerten, sich der Barfüßerentwurf zu unterwerfen. Welche sich die Wörfe dagegen ablehnen, so könnte die ganze Barfüßerreform nach der Meinung des freisinnigen Blattes mit einem Schlag illusorisch gemacht werden. Das wird abzuwarten sein. So lange man an der Wörfe verdienen kann, wird man an keine Strike denken. Haben doch verschiedene Barfüßerente wiederholt behauptet, daß alle Gesetzesbestimmungen umgangen werden könnten und umgangen werden würden. Keinesfalls werden sich die maßgebenden und parlamentarischen Kreise durch die Drohung der Wörfer, einen Strike zu veranstalten, davon abhalten lassen, das Fortschreiten so zu fassen, wie es das öffentliche Wohl erfordert.

Parlamentarisches.

Auf die Tagesordnung des Reichstages soll, wie wir erfahren, am Donnerstag der Etat des auswärtigen Amtes gelegt werden; in parlamentarischen Kreisen nimmt man an, daß sich daran eine eingehende Debatte über die gegenwärtige Politik knüpfen wird. Bis dahin wird auch das Reichsamt über Transocean ausgearbeitet worden sein. Am Montag wird, wie bereits gemeldet, beabsichtigt, die Zuckersteuer vorlage in Angriff zu nehmen. Die ursprüngliche für Donnerstag auf die Tagesordnung gesetzte Interpellation Herr. Graf von Harnheim betreffs der Lage der Konfessionsverhältnisse wird bereits begonnen worden.

Im Abgeordnetenhaus ist bereits angedeutet worden, daß das Grundgesetz der Vertragsgesetzgebung, welches der Staat begehren hat, erhebt werden soll, da die Gesetze derselben nach einer großen Ausdehnung erlangt haben. Wie die „Nat. Ztg.“ hört, ist eine Erhöhung von 5 auf 20 Mill. M. beabsichtigt; die entsprechende Gesetzgebung dürfte dem Abgeordnetenhaus noch in dieser Session ausgehen.

Die Wirtschaftliche Vereinigung des Reichstages hat sich gestern mit der Noelle zum Zuckersteuergesetz in eingehender Debatte befaßt. Man stellte sich im Allgemeinen auf den Standpunkt, abzusehen von einzelnen Abweichungen, welchen der Landwirtschaftsminister und der Verein der Landwirtschaftsindustriellen eigenem haben. Jedoch denkt man, nach der ersten Sitzung im Plenum nochmals zusammenzukommen und alsdann die Eingeforderten für die Kommissionsberatung zusammenzusenden.

Die nationalökonomische Abg. v. Benda, der seitlich Wahlkreis des Reg.-Bez. Magdeburg, Anhaltens, seit 1850 im Abgeordnetenhaus und seit 1867 auch im Reichstage vertritt, wird am 18. Februar d. J. 80 Jahre alt. Seit 176 ist Abgeordneter v. Benda Vizepräsident des Abgeordnetenhauses. Geboren am 18. Februar 1816 in Bismarck v. B. 1854 auf dem Reichstag Friedrich-Wilhelms-Schmuckhaus das Zeugnis der Reichs. Inbilde in München und Berlin die Rechte und war von 1843 bis 1849 in Potsdam als Regierungsrath thätig. 1853 verließ er den Staatsdienst und beendete sich seitdem bei Ost Indien.

Italien.

Neue Veröffentlichungen für Großbritannien.

Als Man berichtet man der Völkischen Zeitung: Morgen werden in Rom die ersten beiden Bataillone der neuen Expedition eingetroffen, die über den Atlantik nach Australien und Spezialreisen folgen in Aufbruchsstimmung und sind bis drei Tage, werden also frühestens Ende Februar in Algema verankert sein. Seit dem Ausbruch von Marzio verlangte Pariser mit einem Kriegszustand am letzten Freitag, weshalb 13 000 Mann Verstärkung und mehrere 1000 Kanonen, die mit dem vorhandenen Streitkräften wecheln, noch einen Nachschub sicher zu stellen, auch den etwa absehenden Feinde wegen Mangels an Transportmitteln nicht folgen könne.

Frankreich.

Eine Verschönerung auf Madagaskar wird dem „Reichlichen Bureau“ gemeldet. Vierhundert Hektar hätten die Franzosen angekauft, seien aber mit einem Verlust von dreizehn Tausend zurückzuführen worden. Größtenteils verkauft, französische Pflanzern und Gärten seien erworben worden. Vierzig Hektar der Hektare seien zum Land verkauft worden und der Generalgouverneur Marode habe die sofortige Veräußerung derselben angedeutet. Mehrere andere Hektare der Hektare seien zur Devotion zurückzuführen worden. — Die Meldung ist jedenfalls mit Vorsicht anzunehmen, da die Nachricht offiziell unrichtig bleibt.

Spanien.

General Weyler wurde bei seiner Ankunft in Sabana mit großem Aufwands empfangen. Er ließ sofort ein sehr schön lautes Manifest vorbereiten, worin er davon sprach, durch politische Meinungsverschiedenheiten während des Krieges die allgemeine patriotische Haltung bewahren zu lassen.

Bulgarien.

Ferdinand von der Türkei als Souverain von Bulgarien anerkannt.

Wie die „Agence Balkanique“ meldet, hat die Regierung aus Konstantinopel die offizielle Mitteilung erhalten, daß der Sultan den Fürsten Ferdinand als Souverain von Bulgarien anerkannt und die künftigen Hofkassen bei den Großfürsten den Auftrag gegeben hat, die betreffenden Regierungen um ihre Zustimmung zu bitten. Der Ministerpräsident Stolow ist aus Konstantinopel zurückgekehrt und in Sofia auf dem Wunsch von sämtlichen Ministern empfangen worden. Ein schriftliches Dokument brachte Stolow beim Generalfürstendom dar.

Deutscher Reichstag.

Schon vor Beginn der heutigen Sitzung, in der der schnelle Antrag Graf Wirsachs auf Verpeicherung der neuen Erklärung des Reichskanzlers in Sachen der Währungsfrage auf der Tagesordnung stand, lag man den eifrigeren Vorkämpfern des Bimetallismus, Herrn von Kardorff, auf dem Schilde. Der erste Redner Graf Wirsach warf der Regierung vor, daß sie mit ihrer Fragestellung an die empfindliche Regierung der Resolution des Reichstages nicht entgegenhöre. Die internationale Regelung der Währungsfrage habe keineswegs die Erringung der ersten Münzstätten zur Voraussetzung. Es sei nur unangenehm, wie der Bundesrat auf diesen Irrthum verfallen konnte. Die Frage habe lauter müssen, ob England gewillt ist, an einem internationalen Leberstücken zur Kennzeichnung des Silbers mitzuwirken zu wollen. Die Antwort wäre nach Ansicht des Redners bejahend ausgefallen. Außerdem wäre es nicht richtig gewesen, sich nur an England zu wenden, man hätte zunächst eine Verabbarung mit Frankreich und Amerika getroffen sollen. Die Goldmünzumsatzverfahren würden allerdings das ganze wirtschaftliche Leben in Trümmern gehen lassen, bevor sie ihren Zweck

zumgeben. Noch im Jahre 1894 habe Dambringer erklärt der Bimetallismus sei tot, Frankreich habe in 10 Jahren noch keine Zeit, sich um seine Währungsfrage zu kümmern, und kurze Zeit darauf hat der Ministerpräsident erklärt, die französische Regierung setze auf bimetallischen Standpunkte, um sein Nachfolger habe dieselbe Erklärung abgegeben. Die Münzfrage sei eine wirtschaftliche und soziale Frage allerersten Ranges. (Zusimmung). Auch der Reichskanzler selbst habe angegeben, daß die Hebung und Befestigung des Silberpreises ein höchst wichtiges und wirtschaftlich erhaltenswertes Ziel sei. Im Gegensaß zum Reichskanzler erklärt Redner den Silberstand der Reichsbank für viel zu gering und für höchst bedenklich. Die Frage könne nur auf internationalen Wege gelöst werden, und deshalb sei der Vorwurf höchst unbedachtigt, die deutschen Silberkammer hätten bei dem Präsidenten der französischen Republik anstandslos die deutschen Mitglieder der deutschen Münzkommission zu irischen Münzräthe, so ist es Pflicht der Reichsregierung, den Wünschen zu entsprechen. Frankreich sei auf dem Gebiete der Währungsfrage bahnbrechend vorgegangen und das müsse man anerkennen. Die Verdrängung, die deutschen Bimetallisten seien von den Amerikanern befohlen, sei so perfid, daß er sich nur über die Art freuen könne, mit der sein Freund v. Kardorff sie zurückgewiesen habe. Die Herren der Linken sprechen immer von einer Hebung des Exports. Die Ausdehnung des Exports werde aber befehligt durch die minderwertige Valuta anderer Länder. Die Regelung der Währungsfrage werde den Export erhöhen und der Landwirtschaft weitaus helfen. Redner dankt dem Reichskanzler, daß in seiner Erklärung an seiner Stelle gesagt ist: „Wir wollen an der Goldmünz festhalten.“ Im Gegensaß es steht da ausdrücklich, die Regierung könne „zur Zeit“ die Initiative nicht ergreifen. „Zur Zeit“ ist heute, morgen vielleicht nicht mehr. Herr Richter hat diese beiden Worte in seiner „Freisinnigen Zeitung“ verächtlich weggelassen. (Beifall.) Herr Richter weiß, was diese zwei Worte bedeuten, und deshalb läßt er sie weg. (Erneute Beifall.) Die Regierung müsse die Frage demnach ernstlich prüfen, wenn sie nicht wolle, daß der deutsche Bauernstand von Haus und Hof gejagt werde.

Dem Bundesratsbeschlusse aus erregt der Reichskanzler das Wort, um zu erklären, daß der deutsche Reichskanzler an London, Graf Wirsachs, den Bismarck, um den Geist zu erhalten, die Interaktion bereit zum Ausdruck gebracht habe. Nachdem Max Barth ein Gespräch herbeigeführt, Abg. Fuchs (Zentrum) sich für den Hebergang zur Doppelwährung ausgesprochen, ergreifen dann einander nach die Abgeordneten Gammacher (national.), Schoenlant und Ralkenbaur (Sozialdemokr.) das Wort.

Abg. v. Kardorff (Reichsp.) im Gegensaß zu den Arbeitern anderer Länder sei die deutsche Sozialdemokratie die beste Vertreterin der Goldwährung; und der Zweck sei klar, es sollten durch die dauernde Anwendung von der Doppelwährung die bestehenden Wirtschaftskrisen unalibler, die Bevölkerung nach unangenehmer gemacht werden. Eine große Gefahr drohe namentlich unserer Landwirtschaft, wenn in absehbarer Zeit Nordamerika zur Silberwährung übergehen sollte. In England machten die Bimetallisten Fortschritte. Der Kampf gegen die reine Goldwährung sei so schwer, weil die hohe Finanz eine große, gewissenlose Presse hinter sich hätte. Ohne Doppelwährung sei die berechtigte Unzufriedenheit, namentlich in der Landwirtschaft, nicht zu beschwichtigen. — Nachdem die Verpeicherung der Erklärung damit geschlossen war, tritt das Haus in die Weiterberatung der Abänderung der Gewerbeordnung ein. — Mit schwacher Mehrheit wird beschlossen, den Antrag ohne Kommissionsberatung im Plenum weiter zu beraten. Beginn der heutigen Tagesordnung stellt die Interpellation des Abg. Fichtelberg v. Heft über die Lage der Arbeiter in der Konfessionsindustrie.

37. Sitzung vom 11. Februar.

Am Bundesratsbeschlusse Graf Fichtelberg, Friedrichs-Lohr, auf der Tagesordnung steht zunächst die Verpeicherung der neuen Erklärung des Reichskanzlers über die Währungsfrage.

Abg. Graf Wirsach (L) beginnt mit dem Hinweis auf eine Londoner Depesche über die Anfragen des deutschen Reichskanzlers an den Herrn dieser Anfrage, die sich nur auf die Erringung der ersten Münzstätten für die freie Silberprägung bezogen habe, benämigt nicht, und erklärt, es sei ihm kaum glaublich, daß die Reichsregierung nur eine Anfrage wegen der nächsten Münzstätten gestellt habe, auf welche nachher der erwähnte Antrost habe erfolgen müssen. Diese Erringung sei keine Erringung, sondern würde eine Maßnahme zur Hebung des Silberpreises sein; sie würde einen einzelnen Punkt aus dem bimetallischen Programm. Abg. Graf Wirsach (L) beginnt mit dem Hinweis auf eine Londoner Depesche über die Anfragen des deutschen Reichskanzlers an den Herrn dieser Anfrage, die sich nur auf die Erringung der ersten Münzstätten für die freie Silberprägung bezogen habe, benämigt nicht, und erklärt, es sei ihm kaum glaublich, daß die Reichsregierung nur eine Anfrage wegen der nächsten Münzstätten gestellt habe, auf welche nachher der erwähnte Antrost habe erfolgen müssen. Diese Erringung sei keine Erringung, sondern würde eine Maßnahme zur Hebung des Silberpreises sein; sie würde einen einzelnen Punkt aus dem bimetallischen Programm. Abg. Graf Wirsach (L) beginnt mit dem Hinweis auf eine Londoner Depesche über die Anfragen des deutschen Reichskanzlers an den Herrn dieser Anfrage, die sich nur auf die Erringung der ersten Münzstätten für die freie Silberprägung bezogen habe, benämigt nicht, und erklärt, es sei ihm kaum glaublich, daß die Reichsregierung nur eine Anfrage wegen der nächsten Münzstätten gestellt habe, auf welche nachher der erwähnte Antrost habe erfolgen müssen. Diese Erringung sei keine Erringung, sondern würde eine Maßnahme zur Hebung des Silberpreises sein; sie würde einen einzelnen Punkt aus dem bimetallischen Programm. Abg. Graf Wirsach (L) beginnt mit dem Hinweis auf eine Londoner Depesche über die Anfragen des deutschen Reichskanzlers an den Herrn dieser Anfrage, die sich nur auf die Erringung der ersten Münzstätten für die freie Silberprägung bezogen habe, benämigt nicht, und erklärt, es sei ihm kaum glaublich, daß die Reichsregierung nur eine Anfrage wegen der nächsten Münzstätten gestellt habe, auf welche nachher der erwähnte Antrost habe erfolgen müssen. Diese Erringung sei keine Erringung, sondern würde eine Maßnahme zur Hebung des Silberpreises sein; sie würde einen einzelnen Punkt aus dem bimetallischen Programm.



Das Testament der Indierin.

40) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Hay.
(Martham Howard).

„Ganz gewiß.“

„Und daß er verheirathet ist?“

„Ja, er ist verheirathet, Trent; trotz des Makels auf seinem Namen fand er eine lebenswürdige Frau, welche ihr Leben mit dem seinigen verknüpfte und die, hätte ihre Gesundheit in dem dortigen Klima nicht nachgelassen und er sie nicht angelehrt, sich ihm zu erhalten, sich nie von ihm getrennt haben würde.“

„Und sie lebte hier auf Ihrem Schlosse?“

„Ja, sie nahm meine Einladung vor etwa zwei Jahren an; wir sind nämlich sehr alte Bekannte und Miß Henderson und sie ebenfalls. Ich würde, wie gesagt, so gern mit ihr gereist sein, wenn ich mich besser befunden hätte. Miß Henderson sollte sie, hoffte ich, statt meiner begleiten, aber sie hat nicht eingewilligt, mich zu verlassen. So ist Alice Myddelton unter Mr. Romers Schutze hingefahren. Sie haben gewiß nicht vergessen, welcher gefälliger, herzenguter Herr Ihr alter Pfarrer war?“

„Allerdings nicht, obgleich er nach mir stets wenig ge-fragt.“
Dann kamen sie auf jene alten Tage von Statton zu sprechen, bis ein Diener das Mittagmahl ankündigte. Royden nahm seinen Platz allerdings an der Tafel ein, der Rittmeister bemerkte jedoch, daß er auf seinem Teller nichts anrührte und seine Kraft, wenn er auch dann und wann sich mit einigen Worten an der Unterhaltung betheiligte, bald vollständig erschöpft war.

Am folgenden Morgen war der Rittmeister schon zum ersten Zuge, der nach Liverpool ging, reisefertig, so gewissenhaft dachte er seinen Auftrag zu erfüllen, doch trotz der frühen Stunde erschien der Schloßherr selbst unten in der Halle, als der Wagen vorfuhr.

„Sie werden keine Schwierigkeiten haben,“ sagte er, indem er dem Gaste seine heiße Hand reichte, „und ich freue mich, daß Sie hinreisen, und auch Gabriel und Ihre Cousine werden darüber sehr erfreut sein.“

„Meinen Sie Honor Craven?“

„Nein, ich dachte eben an Alice Myddelton.“

„Gaben Sie nichts an Honor zu bestellen?“ fragte Herven in der Hoffnung, daß ihm dann die Schilderung von Mr. Keith's Aussehen erspart bliebe.

„Nein,“ antwortete er ohne einen Tomwechsel, worauf er sich so lange geschult hatte, „ihr Wunsch wird erfüllt werden und sie wird ihren Better Gabriel bald sehen.“

Dann rollte der Wagen dem Bahnhofe zu.

Herven Trent erreichte einen ganzen Tag später nach der Landung des Cunarddampfers „Bothnia“ Liverpool und hatte keine Schwierigkeit, Gabriel in dem Hotel zu finden, welches Royden als dessen Absteigequartier bezeichnete. Gleich im ersten Augenblick, als er seinem Better gegenüberstand, erkannte er ihn, es war ganz das Gesicht wie auf dem Delgemälde in Abbotsmoor, wenn auch sehr verändert gegen den jugendlichen Knaben, mit dem er als Kind gespielt, und den er immer als den Erben des reichen Ontels beneidet hatte.

Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit streckte er ihm die Hand entgegen und begrüßte ihn ungemein herzlich. Gabriel erkannte Herven zuerst nicht und sein Willkommen war auch später, als die der Fall, bedeutend kühler; doch lag diese Zurückhaltung wohl mehr in der Gewohnheit, welche ihm die langen Jahre der Verbannung auferlegt. Neben seinem Wesen erschienen Alicen's Begrüßung sehr zuvorkommend und freundlich; sie hatte überhaupt, seit sie ihren Gatten wieder in voller Sicherheit mußte, viel von ihrer früheren Schüchternheit abgelegt, während

ein unendlich glücklicher Zug in dem schönen Gesichte unverkennbar war.

Herven hatte eben die Botschaft, mit welcher er betraut, Wort für Wort wiederholt und Gabriel mit fast rührender Dankbarkeit geantwortet, daß er Honor persönlich aufsuchen wolle, sobald er Royden gesehen, um ihr seinen Dank abzustatten, als ein Telegramm in das Zimmer gebracht wurde.

Es war an Alice Myddelton gerichtet, aber ihre Finger zitterten so heftig, daß ihr Gatte es denselben sanft entnahm und es für sie öffnete. Herven, der daneben stand, fühlte sein Herz ebenfalls vor Furcht und Hoffnung ängstlich schlagen. Das Telegramm war von Miß Henderson von Westleigh aufgegeben und lautete:

„Auf Mr. Keith's ausdrücklichen Wunsch bitte ich Sie, jetzt nicht hierher zu kommen. Wir fürchten, daß er den höchsten Grad von Typhus hat; für Ihre zarte Gesundheit sowohl als auch für Mr. Myddelton so kurz nach den Anstrengungen der Seereise würde die Gefahr einer Ansteckung groß sein. Mr. Keith wünschte sogar, daß ich ihn verlassen möchte; ich bleibe natürlich hier, ich verdanke ihm viel zu viel. Ich schreibe bald ausführlich, aber ängstigen Sie sich nicht, wenn es nicht so rasch geschieht. Mr. Myddelton bitte ich, uns zu benachrichtigen, wo Sie bleiben.“

„O, Gabriel!“ rief Alice, ihre Hände auf seinen Arm legend, als das Telegramm seinen Fingern entfiel, „was fangen wir an? O, der arme, arme Royden.“

„Für mich bleibt nur ein Weg,“ sagte Gabriel mit höchst trauriger Stimme, „aber, mein theures Weib, wo soll ich Dich lassen?“

„Was meinst Du?“

„Daß ich auf der Stelle zu ihm eile, aber ich bin solch ein Fremdling in meinem Vaterlande geworden, daß ich für Dich keine Wahl treffen kann außer der, daß Du nicht nach Westleigh reisen darfst.“

Nun legte sich der Rittmeister ins Mittel.

„Wenn Sie Ihre Frau meiner Führung anvertrauen wollen Myddelton, werde ich sie nach London geleiten; ich bin überzeugt, daß ich Honor keine bessere Antwort auf ihre Botschaft überbringen könnte.“

„Glauben Sie das wirklich?“ fragte Gabriel eifrig, „Sie kennen Sie ja am besten.“

„Ich bin meiner Sache vollständig sicher,“ entgegnete der Rittmeister schnell, „und hier ist Mr. Romer, fragen Sie ihn; auch er kennt Honor gut.“

Alles wurde nun schnell verabredet; Mr. Romer, der fast den ganzen Tag in Liverpool eigene Geschäfte vorgeschützt hatte, da er seine Gesellschaft bei diesem kleinen Familienwiedersehen für überflüssig hielt, unterstützte Hervens Vorschlag so warm und traf so rasch die nöthigen Anordnungen, daß der Plan fast ebenso schnell, als er vorgeschlagen, ausgeführt wurde. Er wollte auf seinen speziellen Wunsch mit nach Schloß Westleigh zurückfahren, und wenn Gabriel auch meinte, er ginge speziell zu seiner Begleitung mit, war des Pfarrers wahrer Grund doch, jetzt bei Royden zu sein. Sie legten nur die Hälfte des Weges auf der Eisenbahn zurück und nahmen dann Extrapost, weil der Schnellzug nicht in Westleigh hielt. Doch da sie vier frische muthige Pferde bekamen, konnten sie bald die Thürme von Romdens Heimathschloß in dem melancholischen Lichte der warmen Zimnacht blinken sehen.

Etwa um dieselbe Stunde saß Gabriels Gattin mit Honor Craven in dem kleinen, eleganten Boudoir, welches sowohl wie das Schlafzimmer daneben schnell für Alice in Bereitschaft gesetzt war. Letztere versuchte eben, Honor ihre Lebensgeschichte zu schildern.

„Ich kann Dir gleich mein ganzes Herz ausschütten,“ schluchzte sie, unter Thränen in das liebliche, ernste Gesicht dieser neuen Kouine blickend, die sie so lieblich empfangen und

ur fünf
lädchen
n dem
ert, daß
geringe
ur rech-
en nicht
Theil-
unlere
r Nacht
Belegen-
viele.“
che Die

schüren

d von
ben er-
Bong,
e Reihe
Spanier
Stier-
seinen
dem er
et. Die
t durch
Guild
stration.
ng ein
mnig“
e Mit-
st zu-
ncklage
schlepp-
ummer
verstän-
n der

r Frau
g, die
üde —
en zu
der sei-
n der
von
SW.,
ütigkeit
ur an:
s, von
oll die
r Ber-
esehen-
ebtuar.
Stiggen
Bürger-
essante
Jünf-
Der
mmern

elbst
e r
Ab-
ständig
Buches
Ber-
th der
Aved
o kann
warm

ade in
Nr. 6.
re als
ie —
Lande
n drei
paritor;
itäten?
Nr. 6
weriter
ausge-

die ihr ein so reizendes Heim geboten, „und weiß doch gar nicht, warum?“

„Weil,“ sagte diese mit ihrem süßen, strahlenden Lächeln, „ich Deines Mannes nächste Verwandte bin und auch so gern Deine beste Freundin werden möchte.“

„Meine Erzählung ist nicht lang,“ begann Alice, „aber ich wünschte, daß ich besser zu schildern verstünde. Was er für Gabriel gethan — davon wage ich nicht zu sprechen — das muß er selbst thun. Es ist eine lange, lange Kette von Liebe und Güte, die er uns erwiesen, und dabei that er Alles, als ob es sich von selbst verstände. O, könnte ich Dir doch alle diese Wohlthaten aufzählen, aber ich vermag es nicht. — Honor, was habe ich gesagt, daß Thränen in Deine Augen treten? — Vor fast zwölf Jahren also, Honor, Du hast gewiß von dem alten Herrn gehört, der all sein Besitzthum Mr. Keith vermachte, gerade zu jener Zeit war es, als ich ihn zum ersten Male nach sieben Jahren wieder sah. Wir hatten nämlich als Kinder viel zusammen gespielt, da wir Nachbarn in demselben Kirchspiel waren; er hieß damals Hayden Sidney und ergriff später die juristische Karriere, praktizirte aber nie. Merkwürdigerweise schiffen wir uns auf demselben Dampfer nach Amerika ein, er, mein Vater und ich: Er war ja ein reicher Mann geworden und wollte diese Reise nach der neuen Welt zu seinem Vergnügen unternehmen. Auf dieser Reise —“

„Erzähle heute Abend nicht weiter,“ unterbrach sie Honor mit einer sanften Liebfosung, da sie sah, wie Alicens Augen sich wieder mit Thränen füllten.

„Nein, ich möchte es Dir lieber gleich heute mittheilen. Auf jener Reise starb mein Vater plötzlich und ich stand durch diesen Schlag nun allein in der Welt, denn ich besaß weder Verwandte noch nähere Bekannte. Welch ein Freund er mir auf der ferneren Reise und dann später in jenem fremden Lande wurde, vermag ich nicht zu beschreiben; seine Fürsorge und Aufmerksamkeit hörten auch nicht auf, als wir gelandet waren, und ich danke nur seiner Hilfe mein erstes Unterkommen, denn meines Vaters Einkommen war mit seinem Tode erloschen und ich war fast ohne Mittel. Eines Tages — ich erinnere mich dessen, als sei es erst gestern passiert — erschien in dem Geschäftsbureau des Kaufherrn, dessen Frau mich auf Mr. Keiths Veranlassung als Gesellschafterin engagirte, ein junger Mann und wurde, da der Chef gerade nicht anwesend, nach unserer Privatwohnung gemiesen. Denselben Abend wollte es der Zufall, daß Mr. Keith, welcher soeben von Peru zurückgekehrt, sich als lieber Gast bei uns befand, als der junge Mann in das Familienszimmer geführt wurde. Ich bemerkte, daß er den neuen Ankömmling beobachtete und daß ihm derselbe sehr zu gefallen schien, jedoch ohne ihn wieder zu sehen. Der Kaufmann wollte keinen Kommiss ohne Zeugnisse oder Empfehlungen engagiren, es sei denn, daß er eine Kaution von tausend Dollars stellen könne. Ich sah den ruhigen festen Blick von Mr. Keith sich bei diesen Darlegungen noch vertiefen, es war auch so traurig, das ängstliche Gesicht des jungen Menschen zu beobachten, der so dringend um diese Stelle bat, daß ich Mr. Keith statt dessen anblickte. Dieser erklärte dann plötzlich, daß er die Kaution hinterlegen wolle, und Mr. Hollis, so hieß der Bostoner Kaufmann, solle die Summe seinem Kommiss, wenn er ihn entlasse, wieder auszahlen. Von jener Zeit, die Gabriel — denn er war der junge Mann — und ich —“

„Ich verstehe,“ sagte Honor sanft, als jene innehielt. „Wir heiratheten uns bald,“ fuhr Alice, schnell ihre Thränen trocknend, fort, „und lebten sehr glücklich zusammen, wenn auch unser Leben viel Schmerz und Kummer gekannt und unsere Herzen oft schwer unter der trüben Vergangenheit litten. Aber mit der Zeit wurde meine Gesundheit schwächer und schwächer; Gabriel's Herz schien brechen zu wollen, als die Aerzte ihm endlich erklärten, ich müsse, wenn mein Leben erhalten werden solle, zurück nach England; und er mußte doch, daß er dort hin nicht zurückkehren durfte. Er hatte mir natürlich die ganze Geschichte von seiner Aburtheilung und dem Morde des alten Baron Myddelton Wort für Wort mitgetheilt, ehe er mir den Heirathsantrag machte, und so wußte ich, warum er mich nicht begleiten konnte. In dieser großen Verlegenheit kam uns unser wahrer Freund wieder zu Hilfe und brachte mich nach seiner eigenen schönen Heimath. Dies war vor nun etwa zwei Jahren und seitdem ist meine Gesundheit immer besser und fröhlicher geworden. Ich hatte drüben eines Tages eine alte Freundin meiner Mutter gefunden, welche nach dem Verluste ihres Vermögens, das in Verwerksacten angelegt war, ihr Leben in schmerzlicherem Kampfe um das tägliche Dasein fristete, und erzählte meinem Manne in Mr. Keith's Begegnung ganz arglos die

Begegnung. Dieser Freundin erinnerte er sich später, wie er in seiner Güte an Alles denkt, als die Frage meiner Reise nach England aufgeworfen wurde, und sagte, daß er auch wieder hinüberzugehen beabsichtige, und bot mir Zuflucht in seinem Hause an; zugleich forderte er Miß Henderson auf, mitzukommen und das Uebrige ist Dir bekannt. Unser Aufenthalt in Westleigh — Miß Hendersons und der meine — war ein friedlicher und glücklicher; kein Blick oder Wort hat uns je verrathen, daß es nicht unser eigenes Heim war, und seit zwei Jahren hat er nur darnach getrachtet — o so ernstlich und geduldig — Gabriel's Namen von dem Verdachte zu reinigen, damit er wiederkehren und in seinem Vaterlande leben könne. O, wie strömt mein Herz über, wenn ich von ihm spreche, und was kann ich thun, ihm nur etwas wieder zu vergelten! Das kleinste Kind, dem er seine Hilfe zu Theil werden läßt, kann eben so viel thun, wie ich, nämlich zu Gott flehen, daß er ihn dafür segnen möge!“

Honor hatte ihren Kopf in die Hände gestützt und erhob ihn erit, als Phoebe leise an die Thür pochte; da bemerkte Alice die Spuren von Thränen, und sie wünschte, daß sie diesen Abend keine so ernsten Gesichten erzählt hätte.

Zwei Tage später kamen die ängstlich erwarteten Briefe, einer von Miß Henderson und der andere von Gabriel; beide geschrieben kurz und sehr traurig.

Miß Henderson sprach von der veränderlichen Natur von Hayden's Fieber, der Kunst der vier Aerzte und der beneidenswerthen Ruhe der Diakonissin, welche man als Pflegerin angenommen, von dem ungekünstelten Schmerz der Dienerschaft. Der Brief war augenscheinlich von Anfang bis zu Ende so abgefaßt, um sie möglichst wenig zu ängstigen.

Gabriels Brief lautete ganz anders; er schilderte die Heftigkeit des Fiebers, die schrecklichen Leiden während der zeitweisen Anfälle von Delirium, die gänzliche Ruhelosigkeit, die entmuthigenden Ansichten der Aerzte, die Langsamkeit der Pflegerin, und wie wenig er selbst am Krankenbette nützen könne.

Alice las das Schreiben, wie sie es auch bei dem andern gethan hatte, laut vor; plötzlich aber, als sie fast das Ende dieser traurigen Beschreibung erreicht hatte, hielt sie inne:

„Ich — ich glaube, ich will lieber das Uebrige weglassen,“ sagte sie in ihrer ängstlichen, nerösen Weise, „es möchte Dich betrüben, Honor.“

„Mich betrüben,“ wiederholte diese schmerzlich, „könnte mich etwas tiefer betrüben, als das, was Du eben vorgelesen hast?“

„Es handelt von Dir selbst, deshalb stockte ich,“ erklärte Alice zögernd.

„Bitte lies es doch!“

Alice nahm den Brief wieder und las weiter, und als sie geendet hatte, antwortete ihr Honor sehr leise: Ich danke Dir, aber jene wunderte sich über das eigenthümliche Wesen ihrer Cousine, das sie nicht zu enträthseln vermochte.

„Hauptsächlich in seinen Fieberphantasien,“ so hatte der Nachsag gelautet, „ruft er einen Namen — Honor. Kann das unsere Cousine sein, die er zu sehen wünscht? Es ist vielleicht besser, sie sagt ihr gar nichts davon, da es so überaus traurig anzuhören ist und ich lieber auch nicht wissen möchte, daß sie ihm ein so großes Leid zugefügt hat, wie er, nach dem Tont zu urtheilen, in welchem er sie ruft und mit ihr spricht, erbulde haben muß. Diese schrecklichen Ausrufe machen das traurige Wachen noch schmerzlicher und, o Alice, ich fühle jetzt ihm nach, wie ich selbst einst zu fühlen pflegte, die Unmöglichkeit, einem kranken Geiste Trost einzusprechen!“

Fortsetzung folgt.

[Nachdruck verboten.]

Friedrich Smetana.

(Schluß.)

Diesem Werke Smetanas mit seiner köstlichen Musik, die aus der reichen Begabung des Dichters hervorquillt, so erfreulich, so herzerquickend, kommt seine andere komische Oper „Der Kuß“ (Húbicka) noch am meisten gleich. Der Titel dieses Singspiels dürfte vielleicht auf eine pikante und lustige Handlung schließen lassen; wer sich aber auf eine solche gefaßt machen wollte, dürfte gewaltig irren. Smetana hat auch hier eine einfache Volksgeschichte ohne jeden tragischen Konflikt und ohne tiefere seelische Empfindungen mit lustigem heiterem Ausgange in Musik gesetzt. Ein junger Wittwer, Namens Hanno, fühlt sich in seinem Hause einsam und verlassen; er beschließt aufs

Neue ein
Liebe, an
zwingen
ihm aber
Trotz al
darauf,
daß man
nicht zu
dürfe.
Ruß, wa
in die Ge
vergeffen
der Sch
schönen
heftiger
bei des
dessen an
liebevoll
aus ih
Schmutz
eine Aus
Der Br
sich zu r
Marinka
der Hoch
ihr dann
wächst,
glücklich
nicht.
schaften
ist, wenn
der Geg
das Zei
wollte, d
süßlos
Grund,
auf so r
selbst ab
ihre Zu
führung
Instrum
hat es
so einfach
zuchmü
richtigen
das klein
Alles vo
malen, h
und Ger
unter an
Wiegen
des Kind
in Gott
hochpoet
sie der
kleinen
wahrer
Charakte
des Cha
Meister
steht ein
als eine
zeichnet
hat auch
danken
Publikum
aller Ju
Die
gefunden
Dieses
und sein
wie er
ist diese
und wo
Repertoi
recht dü
ganz. I
faßt, ent
Majorat
Schwage

zum
prende
machen
an
um
verant
ben er
sageh
ih, me
fiprod
prende
wollen
richtig
einzig
Tode
Stram
menn
nober
gut
Singe
lassen
nie es
haben
nähen
in 87

er hat
und r
und r
apfite
Sante
thum
thum
süßen
über
trauch
schau
wollen
sich a
an de
er hat
den k
Singe
sich be
reist
„Stin
Rager
hin,
Sphit
und
Mien
Gent
Serg
Beger
Stem

Neue eine Ehe einzugehen und zwar mit Marinka seiner ersten Liebe, auf die er früher, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, verjährt hatte. Marinka willigt freudig ein, schlägt ihm aber seine erste herzliche Bitte aus — den Verlobungskuß. Trotz aller Bitten und allen Flehens Hannos besteht Marinka darauf, da sie an einem alten Aberglauben festhält, der ihr sagt, daß man einem Wittwer, um das Andenken der ersten Frau nicht zu entweihen, erst nach der Hochzeit den Brautkuß geben dürfe. Hieran festhaltend verwehrt Marinka den heiß ersehnten Kuß, worauf der eigensinnige heißblütige Hanno in seinem Zorn in die Schänke stürzt, um dort im Trinken Mergel und Unwillen vergessen zu machen. Halbberauscht kommt er des Abends aus der Schänke zurück und begiebt sich in Begleitung junger Dorfschönen vor die Fenster seiner Braut und beginnt diese in heftiger Weise zu beschimpfen. Seine Begleiterinnen werden dabei des Desteren von ihm abgeführt und die Braut, die unterdessen an der Wiege ihres zukünftigen Stiefkinds sitzt und dieses liebevoll pflegt, wird schwer gekränkt. Ganz koplos schießt sie aus ihrer Heimath, fällt in die Hände einer Schmugglerbande, deren Anführer jedoch so menschenfreundlich ist, eine Ausöhnung zwischen beiden Brautleuten ins Werk zu setzen. Der Bräutigam bereut schmerzlich sein Vergehen; beide haben sich zu vergeben und vergeben sich auch ihre überleiteten Fehler. Marinka nicht mehr des Gelübdes eingedenk, den Brautkuß vor der Hochzeit zu versagen, verlangt vielmehr nun den Kuß, den ihr dann auch der anfangs widerstrebende Bräutigam gern gewährt. Hiermit schließt der kleine Konflikt zu aller Zufriedenheit glücklich ab. Auch dieser Oper fehlt es an Unwahrscheinlichkeiten nicht. Jeder Kenner menschlicher Herzen, menschlicher Leidenschaften und Schwächen wird zugeben, daß es unwahrscheinlich ist, wenn ein Mädchen in einer Stunde, da sie ihren Geliebten der Gegenliebe versichert, ihr ganzes Herz ihm zu Eigen giebt, das Zeichen ihrer Liebe und Zuneigung, den Kuß verweigern wollte, daß es unwahrscheinlich ist, wenn der Bräutigam so gefühllos und hart wäre, erführe er den doch immerhin sinnigen Grund, der ihm einen Kuß vorläufig versagt, wenn er ferner auf so rohe und tieferverletzende Weise die Braut beschimpfte, sie selbst aber das väterliche Haus verlasse und bei Schmugglern ihre Zuflucht nehmen würde. Was aber in dieser Oper an Ausföhrung der Handlung gesündigt ist, das wiegt die herrliche Instrumentirung derselben bei Weitem auf. Wahrhaft meisterhaft hat es Smetana verstanden die verschiedenen Scenen mit seiner so einfachen und doch doch so herrlichen Instrumentirung auszumücken. Für jeden Charakter, für jede Lage weiß er den richtigen Ton zu treffen; man fühlt, wie tief der Komponist auch das kleinste Detail seines Wertes empfunden hat, und wie ihm Alles vom Herzen ausgegangen ist. Der Tondichter weiß zu malen, herrlich zu malen mit den schönsten Farbentönen und auf Herz und Gemüth seiner Zuhörer einzuwirken. Niemand wird unter anderen, wer die Oper jemals gesehen hat, das reizvolle Wiegenlied Marinkas vergessen können, das sie an der Wiege des Kindes ihrer verstorbenen Nebenbuhlerin singt: „Liebes Kind in Gottes Hut.“ Hier offenbart sich Marinkas Seelenfülle in hochpoetischer Ausdrucksart. In herzlicher Theilnahme gedenkt sie der Mutter ihres Pfleglings und schwört an der Wiege der kleinen Waise, ihr eine treue Mutter werden zu wollen. Mit wahrer Innigkeit und sinnigen Empfinden hat Smetana den Charakter der Marinka ausgeschmückt. Die vollendete Leistung des Charakters dieser einen Person macht ihn, den Schöpfer zum Meister musikalischer Seelenmalerei. Dieses Bild Marinkas steht einzig in der dramatischen Musik da und kann mit Recht als eines der glänzendsten Meisterstücke letzter Jahrzehnte bezeichnet werden. Diesem herrlichen musikalischen Meisterstücke hat auch der Komponist seinen größten Erfolg dieser Oper zu danken und überall, wo das Stück zu Augen und Ohren des Publikums gelangt, wird Figur die Herzen aller Zuschauer gewinnen.

Die dritte Oper Smetanas, die in Deutschland Eingang gefunden hat, ist das Singpiel: „Zwei Wittwen“ (Dvě vdovy). Dieses Bühnenwerk ist den beiden andern nicht ganz ebenbürtig, und sein Erfolg war lange nicht so bedeutend und anhaltend, wie er bei jenen beiden gewesen. Auf viele deutsche Bühnen ist dieses Werk Smetanas überhaupt noch nicht gekommen und wo es zur Darstellung gelangte, ist es bald wieder vom Repertoire verschwunden. Die Handlung dieses Singpiels ist recht dürftig und an durchgreifender Komik fehlt es ihm fast ganz. Der Text der Oper, den der Komponist nicht selber verfaßt, enthält das Werben zwei junger Wittwen um einen jungen Majorats Herrn, welcher der Bruder der einen und der Schwager der anderen Wittwe ist, welsch' letztere er laut fidei-

commissarischer Bestimmung als Wittwe seines Bruders heimathen muß und schließlich auch nach verschiedenen komischen Szenen, in denen das nicht Erkenntwerden und Erkenntwerden eine große Rolle spielt, sie als seine Gattin heimführt. Wenn aber diese Oper Smetanas, was Instrumentirung und sonstige musikalische Ausföhrung betrifft, nicht so trefflich gelungen ist, wie jene andere, so müssen wir dies seiner gerade um diese Zeit schwer eingreifenden Krankheit zuschreiben; es wäre aber auch andererseits undankbar und ungerecht, wollte man vom schaffenden Genius nur immer Vollendetes verlangen.

Leider haben sich die in Deutschland eingeföhrten Opern Smetanas nicht lange auf dem Repertoire zu halten gewußt, nur dann und wann werden sie noch einige Male wieder einstudirt oder nach monatelanger Pause wieder zur Aufföhrung herangezogen. Das Leipziger Stadt-Theater ist eines von den wenigen deutschen Bühnen, die immer wenigstens eine von den 3 Volksoperen auf dem Repertoire stehen haben und durch Aufföhrung des Wertes des so genialen Meisters das Publikum erfreuen, zugleich aber das Andenken des Meisters damit ehren. War dieser zu Lebzeiten wenig geehrt und nicht verstanden worden, so versteht und feiert ihn umjomehr die Nachwelt und erkennt ihm den Ruhmeskranz, den ihm während seines Lebens ein tragisches Schicksal vorenthielt, unbestreitbar zu.

In Anbetracht der Vielseitigkeit und Genialität des großen tschechischen Komponisten kann ihm mit Recht der Name „böhmischer Mozart“ beigelegt werden.

Dr. Heinrich Ruhe.

Gesundheitsregeln aus dem Jahre 1700.

Der in den Jahren 1700—1723 in Sachsen praktizirende Arzt Dr. Grandbal trat in seinen populären Schriften für die Einhaltung rationaler Lebensweise in einer Weise ein, die auch noch gegenwärtig Gehör verdient. Er meinte, es sei doch von Herzen zu bedauern, daß noch immer so wenig Menschen beim Genuß von Trank und Speise eine rechte Ordnung hielten und sich hierdurch das ihnen von Gott weit hinaus gesteckte Lebensziel um ein gutes Stück verkürzten. Auch durch unbedächtiges Uebernachten oder Essen, ohne reifliche Ueberlegung, welche Genußmittel zu einander paßten, müsse der Körper noth leiden. Grandbal appellirt dabei an die Wahrheit des Sprichwortes: „Sauf und friß nicht um die Wette, sonst mußt Du auf's Krankenbette!“ dessen die Menschheit stets eingedenk sein möge, wenn sie gesund bleiben wolle. Er tabelt die damalige Gepflogenheit des „Saufens“, die zu Anfang 1700 in Deutschland in den breiten Volksklassen sich so eingebürgert habe, daß manche von Natur täglich acht und mehr Maß Bier oder Wein zu ihrem Trunke haben müßten und dies schon gar nicht mehr anders gewohnt seien. Anstatt wie bisher des Morgens ihr gut gewürztes Gafel- oder Kerbel-Süpplein zu essen mit einem Stüchlein trocken Brot und dann auszuhaben und bei stehenden Amtsgeschäften zu sitzen, fingen schon viele an, des Morgens vor der Mahlzeit Bier und auch Wein zu trinken, nachdem sie zuvor jener abscheulichen und gefährlichen neuen Mode gehulbigt und einige Köpfe (Schälchen) von dem altfränkisch-gallensischen Tranke Kaffee oder — in fremder Nachäfferei — jenes indische Kraut der Chinesen genossen hätten, das nunmehr auch an etlichen Höfen in Deutschland theils der Gesundheit wegen, theils um den Wein zu ersparen und sich des Saufens zu enthalten, als „Gaustrank“ gebraucht werde. Wer viel äße müsse auch wieder viel trinken, wer aber sich an Geringem genügen lasse, der lebe nicht nur weit länger, sondern brauchte auch des Nachts nicht in seinem Bette so zu keuchen und so zu schwitzen, ein Verhalten, wie es der weise Zucht- und Hauslehrer Sprach in Sachsen schon vor langer Zeit einen jeden gelehrt habe. Viele Menschen bedienten sich neben dem Biere auch des Effigs, den sie in Speisen und Getränke schütteten. Wenn aber überhaupt die Menschen einmal begreifen wollten, wie schädlich für die Gesundheit jedes saure Getränk, wie faures Bier, Essig Zitronensaft zc. seien, so würden sie solche alle mit gesammter Hand aus Keller, Küche und Speisekammer längst verbannt haben, denn alle diese Getränke brächten das Geblüt in unrechte Bewegung und verursachten Dige, Hauptweh, Angsthaftigkeit und Melancholie, wie sie auch die natürliche Lebenswärme in Menschen mit Fleiß auslöschten. Auch auf Brust, Nerven, Milz und Blase wirkten jene Getränke schädlich. Viel gesünder sei es schließlich Zwiebeln und Knoblauch zu essen, als effigsaure Getränke zu trinken. Nur die

feinen Schlucker und Epikuräer begehrt oftmals ein saures Getränk oder eine saure Speise zu essen, indem sie vermeinten, damit ihre Trunkenheit zu löschen und wieder eine neue Lust zur Böllerei sich zu erwerben.

Ueber die Frage, ob der Mensch überhaupt ohne Bier und Wein leben und seine Kräfte gesund erhalten könne, spricht sich Dr. Grandbal dahin aus, daß dies schon angings; denn Wasser sei auch der erste Trank Adams und Evas vor dem Sündenfalle gewesen. Auch sei bei vielen Nationen Wein oder Bier garnicht im Gebrauch, die aber demungeachtet gesund, ja gesünder seien als die Völker, welche vom Wein und Bier wüßten. Nachdem man sowohl an fürstlichen Höfen wie auch in galanten Gesellschaften mit dem Thee- und Kaffeetrant hauptsächlich der Ersparniß wegen nunmehr begonnen habe, fingen die gemeinen Leute allmählich an, sich des Vollsaufens zu schämen. So sei es bei Hochzeiten und Gastereien in Leipzig jetzt gebräuchliche Sitte geworden, daß beim sogenannten Gesundtrinken ein jeder Gast ganz nach seinem Belieben sich selbst aus der Flasche oder Kanne einschenken dürfe, viel oder wenig, wie es ihm beliebe. Es brauchten nicht alle Gläser oder Krüge auf einmal mehr ausgetrunken zu werden, bei solchem Gesundtrinken, wobei man früher jedem Gast, noch ehe sein Glas oder Krug leer war, nur so drauf und drauf eingeschänkt hätte. Diese Aenderung der Sitte sei sehr heilsam für die Gesundheit, insofern jetzt bei Gastereien und Gelagen niemand mehr in den Suff hineinfäme oder gezwungen würde, mehr zu trinken, als sein Körper vertrüge. Es käme jetzt auch vor, daß man bei solchen Gelegenheiten, um dem Wein eine liebliche „Gur“ (Säure) zu geben, in denselben etwas seine reife Himbeeren oder Brombeeren mit etwas Zucker hineinwerfe, was ein aromatisches und leicht verdauliches Tischgetränk gebe und das Geklüß nicht zu sehr in Bewegung versetze. Wer bei Geniesung von Bier oder Wein sein vernünftig seine Natur erspüre, der könne nach Dr. Cardulcius' evangelischer Kunstszenei und naturforschendem Welt-, Feld-, Land-, Stadt- und Haushalts-Bosfill nie irre gehen. Er werde mit der einmal wohlbetommenen Trank- und Schweise sicher fortfahren, die anderen Arten aber gänzlich meiden. Durch ein solches Verfahren könne jeder Mensch durch Nahrung und Trant sein ihm von Gott verliehenes Lebensziel keineswegs irgendwie verflügen, sondern dasselbe schon so hoch hinanbringen, daß er endlich alt, trunken- und lebenssatt, sezzen könne nach einem sanften und seligen Ende.

Allerlei.

Die Patti und die Fischfrauen. Adalina Patti singt gegenwärtig in Monte-Carlo und war kürzlich schmeichelhaftester Huldigungen der dortigen Fischfrauen. Der Maire von Villefranche, Mr. Kollonais, Vater des Komponisten André Kollonais, gab ein Essen, an welchem fünfzig Personen Theil nahmen. Zum Schluß erschienen die Hallenweiber im Kostüm und überreichten der Patti einen mächtigen Strauß. Die Diva lächelte noch lieblicher als gewöhnlich und meinte: „Aber ich bin doch keine...“ — „Oh doch,“ war die Antwort, „die Kaiserin des Gesanges.“ Frau Patti, die gewiß an Schmeicheleien gewöhnt ist, erröthete tief und belohnte die Huldigung „kaiserlich“. So oft diese Fischfrauen öffentlich erscheinen, wird übrigens erzählt, wie unartig sich ihre Anführerinnen im Jahre 1854 gegen König Viktor Emanuel benahmen, der sie allerdings nur mit 20 Francs beschenkt hatte. Sie wußten sich in ein Nebenzimmer der Präfektur einzuschleichen, wo Galatafel stattfand, und warfen das Goldstück mit dem Ausrufe „Geizhals!“ dem König vor die Füße. Später erzählten sie Jedem, daß die beiden „armen mageren Prinzen“ noch um ein Stück Lortz getobt hätten, aber er habe nur geantwortet: „N'avete basta!“ Kein Wunder also, daß sich die Fischweiber und Nizza 1860 von Italien losgagten!

Ein sonderbares Testament hat der in London verstorbene reichliche Engländer Henry Budd hinterlassen. Er war sein Lebelang ein abgefagter Feind des Schnurrbarts und seiner Träger gewesen. Seine Abneigung gegen diese Männerzierde trieb ihn so weit, daß er ihr sogar in seinem letzten Willen Ausdruck gab. In dem Dokument heißt es nämlich wörtlich: „Im Falle mein Sohn Edward sich einfallen lassen sollte, einen Schnurrbart zu tragen, so soll meine Bestimmung, „Penver-Bart“, die für ihn bestimmt war, mein Sohn William erhalten; im Falle aber mein Sohn William es wagen sollte, sich einen Schnurrbart zuzulegen, so soll meine Bestimmung, „Evidenham-Bart“, die ihm ihm gehören sollte, auf Edward übergehen. — Diese sonderbare Bestimmung erinnert übrigens in der Idee an einen andern englischen Souderling, den Fabrikanten Fleming in dem Londoner Vororte Pimlico, der schon bei seinen Lebzeiten ein Testament machte, in welchem er jedem seiner Arbeiter die Summe von 10 Lstl. bestimmte, mit Ausnahme derjenigen, die dabei beharren sollten, einen

Schnurrbart zu tragen; für die Letzteren setzte der Testator nur fünf Lstl. aus.

Gar böse Ehemänner scheint es in dem märkischen Städtchen Neppen zu geben. Wir finden nämlich folgende Anzeige in dem „Westerberger Kreisblatt“: „Im „Kreisblatt wurde sehr bedauert, daß die Theilnehmung am Feste bei Kaisers Geburtstag eine so geringe sei. Würde dafür geforgt, daß die Gasthäuser in der Nacht zu rechten Zeit geschlossen werden, so daß die Teilnehmer am Feste nicht bis andern Tags dort schmelgen könnten, so würde wohl die Theilnahme etwas größer sein. Es wäre überhaupt ein Segen für unsere Stadt, wenn die Gasthäuser zu einer bestimmten Stunde in der Nacht geschlossen würden, damit nicht Spielern und Leichtsinrigen Gelegenheiten gegeben wäre, ihren Leidenschaften zu fröhnen. Eine für viele.“ — Wie mag nun erit die Gardinenpredigt ausfallen, welche die streitbare Dame ihrem Ehemann hält!

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— „**Vor dem Strife**“, das berühmte soziale Sittenbild von Meister Munkact bildet einen hervorragenden Schmuck der soeben erschienenen Nr. 11 der „Modernen Kunst“ (Verlag von Richard Bong, Berlin, 2 Bst 60 Bg.), zu der das internationale Kunstschaffen eine Reihe hochinteressanter Beiträge geliefert hat. So ist der Spanier E. Maarez durch eine prächtige Scene aus einer spanischen Stierkämpferneipe vertreten, in der ein siegreicher „Espada“ seinen schönen Gönnerinnen eine eigenartige Huldigung darbringt, indem er seinen Mantel vor den Tritten ihrer zierlichen Füßchen ausbreitet. Die Bedeutung der Elektrizität für den modernen Weltverkehr findet durch die von der amerikanischen Bildhauerin Mrs. Cadwallader-Guid modellirte Bildsäule des „Elektron“ eine künstlerische Illustration. — Unter den farbigen Illustrationen nimmt den ersten Rang ein M. Wunsch's reizendes Genrebildchen „Ein wichtiges Geheimniß“, auf dem sich zwei prächtige Dorfjungen mit ernter Miene eine Mittheilung machen, die sicher mit einem frisch entdeckten Vogelneist zusammenhängt. Dem Jäger wird ein vom Freiherrn von Dindlage geschriebener, von Ernst Otto farbig illustrirter Artikel über die Schlepplagd eine echte waidmännische Freude bereiten: In derselben Nummer plaudert der bekannte Kunstschriftsteller Georg Buz in sachverständiger und doch populärer Form über die phantastischen Bauten der Araber in Spanien.

Unbedingt hängt die Behaglichkeit eines Hauses von der Frau ab. Die praktische den Verhältnissen angemessene Einrichtung, die wohlgegründete Ordnung und mit in erster Reihe eine gute Küche — alles wirkt zusammen, um den Besucher und — den Ehegatten zu fesseln. Welche Hausfrau Belehrung in ihrem Wirken sucht, der sei die Monatschrift für das geistige und wirtschaftliche Leben der Frau: **Mein Haus meine Welt**, herausgegeben von Johanna von Sydow (Verlag von Max Pasch, Berlin SW., Mitterstr. 50), empfohlen. Aus dem reichen, die praktische Thätigkeit fördernden Inhalt des vorliegenden Februarheftes führen wir nur an: Der Einkauf im Februar, von S. Ort; der Fasan des Meeres, von Ilse Horn; Die Poeste der Kochkunst, von S. Olden; Wie soll die junge Hausfrau kaufen? Zur Kenntniß der Waaren und ihrer Verschickungen — ein zeitgemäßes und von keiner Hausfrau zu übersehendes Thema! Neubeiten für Küche und Haus; der Garten im Februar. Für die Unterhaltung ist durch spannende Novellen und Skizzen geforgt. Eine sehr beachtenswerthe Arbeit ist: Das deutsche Bürgerhaus am Ende des 19. Jahrhunderts, von Luise Müller. Interessante Klaudereien wie: Der sechste Sinn, von Ulla Krenzier; Der Fünftuhthee; Von der Mode wird jede Frau mit Vergnügen lesen. Der Preis des Heftes ist 50 Bg.; vierteljährlich Mk. 1.50. Probenummern versendet die Verlagsabtheilung gratis.

— **Verthold Schoenbeck**, Fahr- und Handbuch zum Selbststudium. Verlag von W. Hartung u. Sohn (G. M. Herzog) zu Leipzig. Das vorzüglich ausgestattete, mit sehr guten Abbildungen versehene Fahrhandbuch von Schoenbeck ist jetzt vollständig erschienen. Die erste Lieferung dieses klar und leicht faßlichen Buches wurde f. B. bereits in der Leipziger Zeitung besprochen. Mit Vergnügen ist zu konstatiren, daß die letzten 5 Lieferungen den Werth der ersten noch bei weitem übertreffen, das Buch ist als ein seinen Zweck vollkommen erfüllendes und werthvolles zu bezeichnen. Deshalb kann es auch allen für das Fahren mit Pferden sich Interessirenden warm empfohlen werden.

— **Die Christliche Welt.** Herausgeber Pfarrer D. Nade in Frankfurt a. M. Verleger Fr. Wih. Grunow in Leipzig. Nr. 6. Inhalt: Die Macht der Geduld — Die christliche Glaubenslehre als Wissenschaft vom Lebensmuth — Vom Studium der Philosophie — Eine neue Biographie des Ignatius von Loyola — Aus dem Lande voll Sonnenschein — Der Pfarrer von Breitenorf. Roman in drei Bänden von Wilhelm von Polenz — Verschiedenes: Der Hungerpastor; Herman Dalton; Wer bejezt in Breuken die theologischen Fakultäten? Nachrichten aus der Türkei — Dautung. (Gleichzeitig wird Nr. 6 der „Chronik der christlichen Welt.“ Herausgeber Pastor G. Foerster in Frankfurt a. M., Verleger Fr. Wih. Grunow in Leipzig, ausgegeben.

Printo. Medakteur Dr. Heinrich Nuhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.